

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 1

Artikel: Der Birnbaum

Autor: Reinhart, Josef

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633413>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 1 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 8. Januar 1921



Stritz Widmann, Rüschlikon.

Im Winter.

Winter.

Von Wilhelm Jensen.

Der Schnee fällt leis und grade
Von grauem Nebelzelt,
Hoch sind verschneit die Pfade,
Ein Bahrtuch deckt das Feld.

Nur schwarze Vögel schweben
Noch ob dem trüben Bild —
Wie gleicht das Feld dem Leben,
Wie gleichen wir dem Wild!

Und Dämmerung legt sich drüber;
In toter Leere nur
Herüber und hinüber
Kreuzt eines Wildes Spur.

Im eisigen Windeschauern,
Im großen Todeshag
Läßt dicht uns an uns kauern
Mit warmem Herzenschlag!

Im Nebel sich verlierend,
Von Slocken überschwirrt;
Des Lebens Spur, das frierend
Nach warmem Odbach irrt.

Der Birnbaum.

Von Josef Reinhart.

Der Nesterbaum ist seit langen Jahren ein Ehrentitel der Nesterfamilie. Er steht im Aufeld und hat in seiner besten Zeit mit dem Gipfel den Flößermannen zugeschaut, wie sie auf der Aare fuhren. Und wie ein Wunder ist er Jahr um Jahr um einen Schritt näher ans Hochbord gerückt; aber in Wahrheit hat der Fluss eigenköpfig seinen Weg am Aufeld hingezwängt, und wenn er stark war, nahm er jedes Jahr in den Haustagen eine Spanne vom Ufer mit, bis die Wehrung kommen mußte, und ihm den Weg wies,

den er nun immer gehen muß. Es war hohe Zeit, sonst wär er noch dem Nesterbirnbaum an die Wurzeln gegangen.

Jetzt aber steht er noch fest über der Wehrung und beschaut im Maimond sein neues Kleid, läßt im Schönwetterwind die Blütenblätter ins Wasser fliegen. Im Herbst fahren die Flößer talab und hören auf der stillen Fahrt einem späten Vogel zu, der auf dem Nesterbaum singt, oder einer zeigt mit dem Finger ans Ufer: „Du, der Baum dort, was das für goldgelbe Birnen sind!“

Also der alte Nesthans hatte viel duzendmal unter dem Birnbaum mit seinen Kindern den Imbisskorb geleert und hatte das Bänklein neu bestellt, wenn das Brett morsch war vom Wetter.

Er ist ein alter Mann geworden und hat in seinem Achtzigsten noch ein Starentästlein in den Birnbaum gehängt und ein neues Bänklein aufgemacht. Aber das Bänklein hat noch frisches Harz getrieben, als der Nester nicht mehr darauf sitzen konnte. Am Betttag sangen sie ihm ins Grab, und der Josep und der Albert, seine Söhne, und die Tochter, die Marebeth, saßen nach der Kirche in der großen Nesterstube auf Bank und Stuhl und erzählten beim Essen manches Wort vom Vater, auch von der Mutter selig; anfangs mit kirchenstiller Rede und Heiligtagsgesichtern; aber es war doch kein Totenmahl mit Tränen. Die Nesterbirnen dünkten sie so süß wie einst, da sie noch alle daheim und ledig im Vaterhause saßen.

Als Alberts junge Frau den Kaffee einschenkte, und Albert aus der grünen Flasche ein Gläslein von diesem Birnbaumwasserlein füllte und das Geistlein lebendig und herbstwarm im Zimmer duftete, kam wie ein Sonnenschein auf einmal der Gedanke über sie, den Nesterbirnbaum nicht zu teilen: Ein Erbgut und Andenken für den Vater sollte er bleiben. Jedes Jahr am Betttag wollten sie von den Höfen heimkehren ins Nesterhaus und bei den Früchten wieder einmal ein Wort zusammen reden.

Albert, der Jüngste, der das Nesterhaus übernommen, gibt das Wort, daß er dem Baum in den Haustagen die Wasserschössle schneiden, ihm das Röcklein sauber halten will, sorgen, daß er nicht Mangel leiden muß, und ihm ein rechter Wächter sein; auch zu Zeiten, da er schwer an Birnen trägt, des Nachts den Dorfbuben aufpassen, daß sie ihm nicht die Neste zerreißen und ihn schänden in seinen schönsten Tagen. Dafür will seine Frau, so will sie es, die frühen Fallbirnen auflesen und das dürre Astholz brauchen.

Geschrieben wurde nichts, auch nichts in die Hand versprochen. Es wäre keiner bei der Verwandtschaft gewesen, dem das Wort aus dem Munde ein besonderes Siegel gebracht hätte, weder der Josep im Hard, noch die Marebeth, die der Saalhöfer aus dem Dorf heraufgeholt hatte.

Aber es war abgemacht: am Betttag, wenn alles gesund und gerecht gegangen durch das Jahr, dann wollen sie im Nesterhaus zusammenkommen, am Morgen die Messe hören und dem Vater das Weihwasser geben, am Mittag daheim wieder einmal die Füße unter den alten Tisch strecken.

Als sie das versprochen, dachten die Nesterkinder so sattsam wieder an ihren Heimweg. Die Frauen nahmen das Weihwasser aus dem Krüglein neben der Tür, der Josep blies noch ein Räuchlein an die Decke, wo des Vaters Jagdgewehr an einem Balken hing, die Marebeth brach ein Geranium von der Fensterbank, während der Josep aus der Tür trat, um noch, mit dem Hut in der Hand, das Imbivolk zu beschauen.

Die Marebeth wartete auf dem Türtritt auf Alberts junge Frau. „Sie tut ein ander Türtuch um,“ dachte sie, „und kommt noch ein paar Schritte mit das Dorf hinauf.“ — Aber sie hat nicht mehr Zeit; als die Nester den Schritt unters Dach tun wollen und ihr die Hand reichen, hat die

junge Frau schon die Werktagsschürze in der einen Hand und nur noch die andere frei; und als der Albert den Hut aufsetzt, zieht sie die Brauen ein wenig hoch: „Du, gelt, gehst nicht zu weit, denk an den Stall!“ und bindet, eh' die Schwägerschaft den letzten Fuß vors Haus hinausgesetzt, ihre Schürze um.

Eine Strecke gehen die Geschwister noch miteinander durch das Dorf hinauf und reden noch ein Wort hin und wieder:

„In Gottesnamen! so hat er sterben müssen!“

„Es sollten all' Leut so sein!“

„Mangeln wird man ihn schon!“ sagte der Albert.

„Es ist einem wohl gewesen bei ihm!“

„Bemüftig halt, was weiß ich!“

„Er hat noch eine Freud gehabt am Leben!“

So sagt jedes noch ein Wort, bis oben im Dorf die Saalhoffstraße abzweigt.

„So muß es halt jetzt sein, Albert, lebwohl mit deiner Frau!“

„Wenn's Gottswill ist, recht ist sie und schaut zu der Sach!“

„Macht, daß es so bleibt daheim! Nehmt's nicht zu streng! Die Welt ist kein Fronwerk!“

„Und daß man immer wieder eine offene Tür findet im Nesterhaus!“

„Soll sein, was ich machen kann!“

„Und so soll dir's gut gehen, und wenn Hilf brauchst, so weißt, wo wir sind!“

„Und so denn übers Jahr am Betttag!“ sagt Marebeth und gibt ihm die Hand, „sag deiner Frau, daß sie's nicht vergift!“

„Keine Angst, Marebeth, ich mein' sie ist nicht ungrad!“

Der Albert stand noch beim Wegweiser, als die Geschwister schon auf ihren besonderen Strafen den Höfen zustrebten. Marebeth schaute noch einmal zurück, als ob sie ein Wort vergessen hätte; aber der Josep ging seine Strafe und blies ein Räuchlein in den Abend.

Als der Albert ins Nesterhaus heimkam, fand er die Frau in der Tenne; eifrig schob sie das Gras in den Barren:

„Pressierst so, du?“ sagte er und zog den Rock aus; sie hielt inne und schaute über die Gabel nach der offenen Tür, als ob sie sich auf eine Antwort besinnen müßte. Ihre Augen trafen sich in einem kurzen Blick: „Wie meinst das?“ fragte der eine Blick.

„He, so und so!“ sagte der andere.

Dann deutete die junge Frau ein wenig schnell mit dem Kopf zum Stall hinüber:

„Das Milchgeschirr steht bereit!“

An diesem Abend, als Stall- und Tennstür zu waren, saß das junge Nesterpaar auf dem Bänklein vor dem Fenster. Der Albert redet davon, wie der Vater eine große Gräbt gehabt und daß die Geschwister jetzt wohl auch daheim seien.

Einmal lächelt die Frau ein wenig bei ihrem Bohnenkorb und nickt mit dem Kopf:

„Ein Löchlein hat's auch gegeben im Ankenhafen heut!“

Der Albert sagt nichts dazu. Er schaut über den Garten nach dem Kirchhof.

„Er muß einen rechten Grabstein haben!“

Sie nimmt eine Bohne auf und wirft sie in die Schüssel:

„He, wie's Brauch ist etwa!“

Albert sieht und schaut ihr von der Seite zu; es ist, als ob er etwas an ihren Fingern sähe, was er bis heute nicht gewahrt. „Eine Werkbare ist sie halt,“ denkt er; „wie mit einem schweren Meißel geschrotten sind ihre Hände,“ und von den Händen geht sein Blick, als sie sich über das Körblein beugt, hinauf an den eifigen Linien ihrer Gestalt nach dem Kopf und bleibt an den straff von den Schläfen nach dem dünnen Zopf gespannten Strähnen haften.

Und wieder sucht er mit den Augen den Kirchhof, als schon die Kirchenmauer grau aus den Bäumen dämmert.

„Einen weißen Grabstein, rundbehauen mit einem Kränzlein dran und einem Bäumlein drüber, oder so, wie es die Mutter hat!“

Die junge Frau hüllt Bohne um Bohne, und ihre schmalen Lippen bilden eine gerade Linie.

Als es schon dunkel ist und droben auf den Höfen die Geschwister wohl lang schon an ihren Tischen sitzen und den Kindern vom Großvater erzählen, sieht das Nesterpaar noch auf dem Bänklein und redet von der Arbeit am Montag und was noch alles rüden müsse, bis der Winter kam.

* * *

Das Jahr ist lang; es wintert; tief im Schnee steht der Nesterbaum, und ein Rabe sitzt drauf, und wenn am trüben Nachmittag der Albert zur Gösger Mühle fährt, hält er das Fuhrwerk an, hängt die Geißel dem Stier an den Kummel und watet die zehn Schritte durch den hohen Schnee, steht still am Nesterbaum und nimmt einen Ast herab.

Am Abend bei den geschwollenen Kartoffeln erzählt er seiner Frau von der Gösger Fahrt.

„Und der Baum hat Bollen! Es kann etwas geben für den Bettag!“

Die Frau schüttelt einmal den Kopf über ihrer Tasse:

„Du redest von Sachen, die im Weiten liegen!“

„He, man denkt so dran!“

„Es muß doch blühen, eh einer von Birnen redet!“

Der Albert legt den Löffel weg und rutscht ein wenig abseits auf der Bank, er zuckt die Achseln und hustet:

„He, wießt, wir sind halt so, die Nester!“

Die Frau stößt die Schublade in den Tisch:

„Nicht immer an leeren Nesterl kirschen, wießt!“

Sie müssen beide lachen, und der Albert nimmt den Löffel wieder auf.

Als die Nare trüb aus dem Bernbiet kam und die Eiszapfen in der Märzsonne vom Dache tropften, ging der Albert mit der Baumsäge und nahm dem Nesterbaum die schützigen Gabeläste und Wasserschäfte, und trug sie der Frau in einer Bürde heim.

Zur Blustzeit hat der Albert auf dem Aufeld die Kartoffeln gesetzt mit der Frau.

„Was studierst, Albert, zählst die Birnen am Baum?“ nekt ihn die Frau, als sie beim Imbiss am Bord sitzen.

Der Albert zeigt mit dem Brot in der Hand ins Feld hinab:

„Wie er auch steht, fast wie ein Hochzeitsmeien!“

Die Frau nickt ein wenig mit dem Kopf und tupft die Brotrummen von der Schürze.

„Ja weißt, sie sind noch nicht entrommen!“

Dann steht sie auf und lächelt zu ihm hinab, indem sie das Kopftuch unterm Kinn einknüpft:

„Du, Nestler, ich glaub fast, du gäbst den ganzen Sträuzlerbaum hinterm Haus daheim für das Blust am Nesterbaum, nur fürs Bild! Gelt?“

Albert schüttelt den Kopf und wird ein wenig rot über den Hals; er lichert etwas knabenhaft in sich hinein:

„Ich weiß es nicht, möglich ist's schon; 's ist halt dumm; aber — da steht er auf und setzt den Korb zur Seite, „wießt, ich möchte's nicht ändern!“

Auf dem Heimweg nimmt der Albert die Hacke von der einen auf die andere Achsel. Theres schaut ihm von der Seite zu. Als sie schon bei den ersten Häusern sind, bleibt er stehen:

„Du, Theres, ich mein, ich will morgen über Land zum Josep und zur Marebeth. Ein Kuhkalb hätt ich nötig zum Anstellen! Lieber aus ihrem Stall als vom Märet!“

Sie hat nichts dagegen: „Wenn er eins hat! Sonst gibt's manchmal auf dem Märet bessern Schick. Heischen können sie manchmal auch, die Verwandeten!“

„Das schon! Aber ich mein, es sollt aus einem Nesterstalle sein!“

Sie geht mit einem Schritt dem Mann voraus; vor sich hin sagt sie:

„Am End macht's nicht die Verwandtschaft aus! Mehr die Rasse!“

Der Albert läßt ihren Schritt vorausgehen bis heim, und sie rühren nicht mehr daran.

Am andern Morgen nimmt der Albert den Stock in die Hand und setzt den Sonntagshut auf; ein Säcklein an der Schnur mit Dürrbirnen und Zwetschgen schlägt er über die Schulter und zieht aus. Seine Frau steht am Fenster: „Bei dem schönen Wetter jetzt über Land! Spazieren!“

Auf dem Weg zu Josep nimmt er einmal das Säcklein ab und steckt eine dürre Birne in den Mund, für den Durst.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeit.

Es gibt ein sehr probates Mittel,
Die Zeit zu halten am Schlawittel:
Mann nimmt die Taschenuhr zur Hand
Und folgt dem Zeiger unverwandt.

Sie geht so langsam dann und brav,
Als wie ein wohlgezognes Schaf,
Setzt Fuß vor Fuß so voll Manier
Als wie ein Fräulein von Saint-Cyr.

Tedoch verträumst du dich ein Weilchen,
So rückt das züchtigliche Teilchen
Mit Beinen wie der Vogel Strauß
Und heimlich wie ein Puma aus.

Und wieder siehst du auf sie nieder;
Ha, Elende! — Doch, was ist das?
Unschuldig lächelnd macht sie wieder
Die zierlichsten Sekunden-Pas.

Aus: Palenstrom, ein Versbuch von Chr. Morgenstern. Verlag: Cassiner.